

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 10

Artikel: Zeit wie Heu
Autor: Flueler, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666906>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Z E I T W I E H E U

Geld wie Heu haben viele Leute. Aber Zeit wie Heu hat nur unser Coiffeur. Er heisst Ping. Kein Schild an seiner Butik zeigt an, dass er ein Coiffeur ist. Ping hat das nicht nötig. Er ist der einzige Barbier in unserm Tessiner Dörfchen. Er ist unumstrittener Herrscher über alle Bärte und Schöpfe weit in der Runde.

Diese Herrscherstellung nützt er aus, wie es eben Herrscher zu tun pflegen. Er kümmert sich nur wenig um seine Untertanen. So klein und schmal Ping ist, so lässt er doch sogar den schweren Metzger eingeseift auf dem Schragen liegen, wenn draussen auf der Strasse ein Palaver stattfindet. Ping ist grundsätzlich bei jedem Palaver dabei. Was den Frauen des Dorfes das Waschhaus ist, das ist den Männern Pings Coiffeurbude. Hier wurde nicht nur schon vor Jahren ausgemacht, wer der eigentliche Nationalheld Italiens sei, Bartali oder Coppi, hier wurde auch lange vor Torschluss entschieden, dass nur Brasilien und niemals Schweden Weltmeister des Calcio (= Fusstritt laut Wörterbuch) werden könne. Bei unserm Figaro erfährt man aber auch, wer ein Kind bekommt, welcher mit welcher gesehen wurde, wer im Rausch die Stiege hinaufgefallen und wer beim Schmuggeln seine Hutte verloren hat. All dies erfährt man in Pings Schwatzbude, die eine Spionagezentrale erster Ordnung darstellt: Nichts Geheimes bleibt geheim. Nicht nur tauschen da die Kunden Pings, die oft stundenlang auf das Messer oder die Schere zu warten haben, ihre Neuigkeiten aus. — Ping selber eilt, rennt, stürzt jeden Augenblick auf die Strasse, wenn draussen nur ein Floh gehustet hat. Da ausserdem noch Kinder und sogar Erwachsene husten, hat Ping alle Ohren voll zu tun, um dessen, was da gehustet wird, habhaft zu werden.

Es gibt da Trauriges und Tröstliches zu erfahren. Dem Dorfsüffel haben sie mit einem innen erleuchteten Kürbis den Schlotter in die Hosen gejagt, als er nach Mitternacht heimkehren wollte. Mit verstellter Stimme hat ein Bursche hinter der

Hausecke den Geist seiner Mutter dargestellt. Eine ganze Woche ist dann der Süffel nüchtern geblieben. Der Ehemann Carlo hat sich in ein junges welsches Blut verliebt. Er ist mit dem Geschöpf bis an den Gardasee durchgebrannt. Was machte der Gemeinderat? Er schickte sein jüngstes Mitglied, das ein Auto besass, ebenfalls an den Gardasee, um den Ehemann wieder zur Vernunft und zu seiner Familie zurückzubringen. Solche Neuigkeiten erfährt man bei Ping.

Bevor er einen Bärtigen unter den Pinsel nimmt, rollt er umständlich eine Zigarette. Nachher wippt ihm die Zigarette von einem Mundwinkel in den andern, je nach der Wangenseite, die er zu behandeln hat. Sein Flankenangriff ist meisterhaft: Nie fliesst Blut, trotzdem er tabula rasa macht. Kein General macht ihm das nach. Dabei legt er Gefechtspausen ein, die sich nur ein Meister seines Faches gestatten kann. Etwas stört ihn im Hals — in seinem eigenen, nicht in dem des Kunden. Nun, gleich nebenan a due passi, ist die Wirtschaft. Mit einem Glas Weissen spült Ping die Störung weg. Und nun fasst er dich beim Nasenzipfel, um das Schnäuzchen wegzuwischen, aber da tritt sein Töchterchen dazwischen und verlangt das Geld für den Konsum. Ping klimpert in der Tasche, zieht eine Handvoll heraus, zählt und zählt, es reicht nicht aus, er nimmt das Trinkgeldkässchen zu Hilfe, zählt die Häupter seiner lieben Münzen, und siehe da, jetzt kann er zahlen. Das Mädchen zieht freudestrahlend davon. Ping beschäftigt sich abermals mit deinem Nasenzipfel. Da schreckt er auf. Ihm kommt in den Sinn, dass er dem Töchterchen vergessen hat zu sagen, ihm den Rolltabak zu besorgen. Er lässt dich im Stich, läuft ebenfalls in den Konsum, deine Nase wird zum Tanzplatz einer Fliege. Ping kommt zurück. Er ist ausser Atem. Nicht wegen deiner Nase und nicht wegen der Fliege ist er zurückgekommen, sondern um von dir Vorschuss auf sein Künstlerhonorar zu verlangen. Ansonst er den Tabak nicht bezahlen kann.

Endlich wirst du zu Ende behandelt. Eine halbe Stunde hast du ausgeharrt auf dem ausgebeulten Lederstuhl. Und was kostet das? Sechzig Rappen. Bis Neujahr hat es fünfzig Rappen gekostet. Dann hat sich Ping eine Preistafel angeschafft und nun hat man es schwarz auf weiss: Rasieren kostet sechzig, mit Nackenputzen achtzig.

Ping nimmt es mit dem Leben nicht so genau wie wir. Geld will er nur wenig haben. Ihm liegt mehr an der Zukunft. Ein Jahr hat 31 536 000 Sekunden. Ping hat die Sekunden bestimmt nie ge-



Im Training Foto H. P. Roth

zählt. Zählt ein Bauer sein Heu — ich meine die Halme, die es in einem Heuhaufen hat? Das wäre verlorene Zeit! Hauptsache ist, dass die Halme nahrhaft sind und dass die Sekunden einen Inhalt haben.

Einmal, es war im Winter, verlor ich meine Geduld. Ping sah ziemlich lange zum Fenster hinaus, während ich mein gipsweisses Gesicht im Spiegel anstarrte. Schliesslich sagte ich vorwurfsvoll: «Ping, es sind jetzt fünf Minuten, seit du zuschaust, wie der Schnee fällt!»

Ping kehrte mir seine unschuldsvollen, wasserblauen Augen zu und erwiderte:

«Ich sehe nicht zu, wie die Flocken fallen; ich sehe zu, wie die Leute fallen!»

Man sollte nie die Geduld verlieren.

Jakob Schaffner

FRIDOLIN

Das Leben ist nichts als die Frage nach der Anpassung. Wer sich gut anpasst, der kommt gut fort.

Sehe ich zum Beispiel unseren Fridolin an. Ihm ist in der Wiege keineswegs gesungen worden, welcher Art Leben auf ihn wartete. Seine Wiege war ein schwankendes, luftiges Ding, um das die Seestürme brausten und Lichter und Finsternisse kämpften. Bald war sie nass, bald war sie trocken, wie das bei den Wiegen nun einmal so ist. Schwarze Flügel umflattern sie. Wenn es nach der Natur ging, so bewohnte er den Buchenforst, der sich zwischen unserem Haus und der See dehnt, den die schweren Stürme durchbrausen, den die lindenden Frühlingswinde durchseufzen, den der Frost der nördlichen Region krachen macht, in dem die Sommersonne sich einnistet wie das Feuer im

Stroh, und in dem das Mondlicht webt und schwebt mit geisterhafter Schönheit und Einsamkeit. Das ist Fridolins Urheimat. Fridolin ist eine Dohle aus dem Nienhagener Forst. Ein Waldarbeiter hat ihn aus dem Nest geholt.

Gleich sein erstes Auftreten war überraschend. Der Junge des Waldhüters brachte ihn, als ich eben dabei war, Tomaten im Garten zu pflanzen. Ich steckte ihn einstweilen in eine Kiste, die in der Waschküche stand, legte ein Drahtgitter darüber, und begab mich wieder zu meiner Plantage. Das Mädchen, eine junge Riesendame von 175 Pfund und einundzwanzig Jahren, war nach dem Bäcker ausgegangen. Mit zwei Broten beladen kam sie ahnungslos nach Hause. Sobald sie in die Waschküche trat und Fridolin etwas Lebendiges hörte, stiess er ein lautes Gekrächze aus, welches Klara zum Anlass nahm, beide Brote fallen zu lassen und sich rückwärts in eine Bütte mit Seifenlauge zu setzen, die noch von der Wäsche dastand.

Infolge der Begleiterscheinungen bei seinem Eintritt gab ihm meine Frau mit Recht den Namen Fridolin.

Fridolin erfasste seine neue Lage sofort, obschon jetzt feste Wände seine Wiege umgaben und nicht mehr rauschende Blätter, und obwohl in seiner Umgebung Windstille und stabile Verhältnisse herrschten, anstatt des bereits gewohnten Schwankens aller Beziehungen. Am zweiten Tage schon begriff er, dass nicht flatternde schwarze Flügel das Nahen der Nahrung ankündigten, sondern klingende Tritte auf Zementboden und ein pirolartiger Pfiff oder eine helle menschliche Stimme weiblicher Abkunft, die meiner Frau gehörte. Da er Hunger hatte, so fragte er nicht danach, woher das Futter kam, sondern er tat das Vernünftige, schüttelte bettelnd und fordernd die Flügel und sperrte krächzend den Schlund auf, in den dann eine von uns, wer gerade des Weges kam, ein paar Brocken aufgeweichtes Weissbrot tief hineinstopfte. Nach einer Woche war er schon so weit, dass er freudig zu krächzen begann, sobald er eine von uns nur in der Küche nebenan merkte.

Nach vier Wochen fanden wir, es sei jetzt an der Zeit, ihm grösseren Spielraum zu geben. Ich schnitt ihm die Flügel, wozu er gewaltig schimpfte und klagte, und liess ihn laufen wohin er wollte. Zunächst hielt er sich an uns. Da gab es ja so viele unbekannte Räume, Abgründe, Gefahren und Verliesse, drohende Gestalten und andere noch ganz undefinierbare Verhältnisse, zwischen denen es sich zurecht zu finden galt.